

Geschäftsstelle und Anzeigen-Aannahme
Marzellenstraße 37, im Neubau.

Anzeigen-Preis: 15 Pfg. die einspaltige Zeile.
— Bevorzugt verlangte Anzeigen
(erste und letzte Seite) 20% höher. — Kölner Stellen-
und Arbeits-Gesuche, sowie Miet-Anzeigen für kleine
Wohnungen bis zu 10 Zeilen bei Vorausbezahlung
8 Pfg. die Zeile. Offerten-Aannahme 25 Pfg.
Reklamen 40 Pfg.

Wird täglich in jedes Haus von Köln sowie in Dens und fast allen
Vororten unentgeltlich getragen. Für Stockwerke und Hinterhäuser
mit Sonntags-Beilage 30 Pfg. monatlich.
Vollpreis: M. 1,00 (3 Mon.), 67 Pfg. (2 Mon.) 34 Pfg. (1 Mon.).

Kölner Local-Anzeiger

General-Anzeiger für die rheinische Hauptstadt und Fremdenblatt.

Nr. 27. (Colonia.)

Sonntags-Beilage.

Sonntag, 5. Juli 1903.

Genilleton des Kölner Local-Anzeiger. 5. Juli 1903.

Die Auster des Herrn Damiano.

Novellente von Alfredo Panzini.

Genehmigte Uebersetzung von R. Brenning.

Diese einfache, lustige Geschichte ist nicht mir, der ich sie
niederschreibe, begegnet, sondern einem von mir sehr geliebten
und verehrten Verwandten, obwohl ich zu meiner Erleichterung
das Ereignis in der ersten Person erzähle. Als Beweis dafür
diene die Behauptung, daß ich inbetreff meiner Beköstigung
höchst anspruchslos bin, mich unter Umständen gleich einem
Hidalgo gern mit einer Hand voll getrockneter Oliven begnüge,
während mein Freund ein Erzfeinschmecker ist.

Ich war an jenem Morgen hungrig, hungeriger denn je, erstens
weil aus trübem Aprilhimmel ein Nordwind blies, den ich kalt
über die Haut laufen fühlte, und zweitens weil das Gabelfrüh-
stück durch den Gang nach dem Finanzbureau, wo ich mein
Gehalt geholt, um eine Viertelstunde hinausgeschoben worden war.
Außerdem ist es unglaublich, wie sehr eine laute, begeisterte
Unterhaltung mit der lieben Schuljugend den Appetit steigert
und die Zungen stärkt! Am besagten Morgen hatte ich mich bei
der Erklärung der Provencalischen Dichtkunst stark ereifert und
fühlte ganz besonders das Bedürfnis nach Stärkung.

„Gehen wir hinein! Einmal ist einmal. Was kann's auch
kosten! Eine Lira, höchstens zwei, und im übrigen: habe ich
nicht mein Gehalt in der Tasche?“

Ich öffnete mutig die Glastür eines der vornehmsten und
berühmtesten Restaurants der Stadt und befand mich in einem
prachtvollen Saal, wo rote Sammetdivans vor sauber gedeckten
Tischen zum frühlichen Niederlassen einluden. Ich muß gestehen,
daß der Ruf der ausgezeichneten Küche mich gerade dies Lokal
hatte erwählen lassen. Auch wäre ich schon früher gekommen,
wenn mich nicht bis jetzt eine gewisse Abneigung gegen die
Kellner zurückgehalten hätte, die den Gast von der Höhe ihres
gegen das barlose Kinn sich stemmenden weißen Galsstragens
herab durchbohren, sofort dem Eintretenden die ganze Lebens-
geschichte vom Gesichte ablesen und mit den Augen ungefähr so
sprechen: Du bist kein Millionär, kein Edelmann, kein Ver-
schwenker, kein Geschäftsmann! Du siehst nach einem armen
Ehrenmann aus, der das Leben mühsam hinschiebt! Welcher
Wind hat dich gegen deine Gewohnheit hierher verschlagen?
Beeile dich, um dich baldmöglichst zu entfernen! — und dann
nicht einmal „danke“ sagen, wenn man ihnen ein schönes Trink-
geld von 20 Centesimi verabreicht.

Dies waren meine Gedanken; doch ich hatte mich geirrt.
Kaum trat meine Wenigkeit in das große Wohnzimmer, so erhob
sich der Wirt — ohne Zweifel war es der Wirt, der auf einer
hohen Marmorbank thronete — von seinem großartigen Sitz,
kam mir entgegen und verneigte sich vor mir in tiefer Er-
gebung.

Er war jung, frisch und zierlich, so rösig, so blühend gesund,
daß er dem Lokal wahrhaft Ehre machte.

„Wenn die Schnepfen und Wachtelei des Restaurants ein
ebenso zartes Fleisch haben wie du, so ist dein Ansehen nicht
übertrieben. Doch hüte dich, junger Freund, vor Entdeckungs-
reisen in unbekannte Länder, denn wenn du unter kanibalische
Feinschmecker geräthst, so siehst du nicht für deine Rückkehr ein.“
Dies sagte ich ihm in Gedanken, indem ich mit gleichem Lächeln
seinen Gruß beantwortete.

Weiter lächelnd, machte er einem behenden, geschmeidigen
Kellner rätselhafte Zeichen. Anderswo angetroffen, hätte ich
diesen Kellner mit einem Volksvertreter verwechselt oder mit
einem vor Damenpublikum Redenden, oder mit einem heraus-
geputzten Aeschylen, der sich anständig, einer begeisterten
Zuhörerschaft die Symbole seiner wunderbaren Poesie zu ent-
hüllen — und das war ein Kellner.

Er folgte mir, befreite mich von Hut und Stock, nahm mir
den Ueberzieher ab und führte mich an eine fast leere Tafel,
denn es waren nur zwei schweigende Engländer zugegen, die
ihr Essen mit so feinem Anstand zu sich nahmen, als handelte
es sich darum, Apothekerpillen zu verschlucken. Jeden Augenblick
sagten sie: „Yes“, und ich konnte nicht umhin zu bedenken, wie
die Engländer, die mit so viel Barsamkeit und Schüchternheit
speisen, mit so großer Gier ganze Nationen verschlingen.

Kaum sah ich, so stand der Kellner mir gegenüber und sagte,
den Tisch kaum mit den Fingerspitzen berührend:

„Wollen Sie mit der Probe einer eben dem Eis entnommenen
Trüffelpastete beginnen? Sie werden sie äußerst schmackhaft
finden.“

„Fangen wir an, wie Sie meinen!“

„Und was für Wein wünschen Sie? Wir haben sehr guten
Barolo in Flaschen.“

„Daran zweifle ich nicht; mir genügt ein gewöhnlicherer
Wein.“

„Wie Sie befehlen.“

Sofort stellte er einen bligblanken Fiasco vor mir auf mit
toskanischem Wein und der Etikette: Uraster Chianti.

„Zu gut für mich . . . und wird sehr teuer sein?“
„Im Gegenteil, mein Herr,“ antwortete der Kellner, „und
trinken Sie, so viel Sie mögen.“

Als ich den duftenden Trank langsam in ein zartes Kelchglas
goß, spürte ich in der That, daß es ein köstlicher Wein war.

Auch die gaumenreizende, meinem Munde bis dahin unbekannte
Pastete war von seltener Feinheit. Als ich einige geröstete
Brotschnitten damit bestrich, sagte ich mir, daß ein Koch, der
solche Lederbissen herzurichten versteht, der Dantbarkeit seiner
Mitmenschen wert sei.

Nach der Aufnahme dieser Speise erschien der Kellner wieder
und sagte mit seinem gewinnenden Lächeln:

„Jetzt rate ich Ihnen zu einer Suppe mit frisch angelangten
Bologna-Medeln.“

Einem so unheimlichen Rat auszuweichen, wäre unhöflich
gewesen, und so willigte ich in die „cappelletti“, die eine ebenso
freundliche Aufnahme wie die Trüffelpastete fanden.

„Jetzt, Signore, bringe ich Ihnen eine gebratene Wachtel
mit Champignons.“

Ich hatte schon mehr als genug, denn meine gewohnte Ent-
haltsamkeit überstieg beim Vormittagsessen nicht eine Bonillon
und ein Fleischgericht. Die Pastete hatte aber leider schon den
Magen erweitert, und außerdem kam es mir bettelmäßig vor,
bei der Suppe stehen zu bleiben. Aufrechtig gesagt, hatten die
Worte: eine Wachtel mit Champignons, mich an einen schwindel-
erregenden, mit meiner Börse nicht in Einklang stehenden Preis
gemahnt.

Der Kellner, der auf meinem Gesichte Zweifel lesen mochte,
beistete sich zu sagen: „Es ist eine Spezialität des Hauses.“

Ich machte gute Miene zum bösen Spiel und zur gebratenen
Wachtel — die ihren Ruhm bestätigte und mir den Nachteil
hatte, daß sie die Oberfläche des Weines im Fiasco fallen ließ
und dadurch einen gewissen Nebel in meinem Gehirn erzeugte.

„Jetzt ist es aber genug,“ erklärte ich, als der Kellner, nach-
dem er die elenden Reste der Wachtel weggeräumt, einen Teller
vor mich hinstellte, der von Silber schien und auf dessen weißer
Serviette große Perlmutterschalen sich breit machten, die sechs
tadellos, ungewöhnlich große Austern anwiesen.

„Die habe ich aber nicht bestellt!“ rief ich mit gerechtfertigter
Entrüstung.

„Sehr wahr, mein Herr,“ erwiderte der Kellner mit einem
eines Edelmannes würdigen Anstand. „Doch wissen Sie, — er
dämpfte seine Stimme — „diese Austern kommen nicht mit auf
die Rechnung.“ — er dämpfte seine Stimme noch mehr — „heute
ist San-Damiano-Tag.“

„Ohne Zweifel; doch ich habe nie gehört, was die Auster
mit diesem Tage zu thun haben.“

„Mein Herr, die Auster nicht. Aber der Sohn des
Wirtes heißt Damiano: sein Namenstag ist heute, und da ist
es Sitte, den Gästen, die uns mit ihrem Besuche beehren, irgend
eine Delikatesse vorzusetzen.“

Was sollte ich zur Antwort geben? Dürfte ich Zweifel äußern
an der Wahrscheinlichkeit dieser Rede? Ich hob meinen Blick von
dem köstlichen Gericht zu der Marmorbank empor, von wo der
zu meinem Glücke auf den Namen Damiano hörende junge Herr
mich anblickte und zu sagen schien: Glauben Sie mir, was der
Kellner sagt; Sie können sie ohne Furcht vor einer Verpflich-
tung verpeifen!

So nahm ich mit den Fingerspitzen eines der köstlichen Weich-
tiere, das einen Duft von Seesalgen und frischen Oceanwellen
ausströmte, und verschlang es — ein Genuß, dessen Rönne noch
heute in meinem Herzen lebt. Und die übrigen fünf Auster
erlitten dasselbe Schicksal; die eine war noch schmachtender, als
die andere.

Der gestrige Mensch ist eründerlich, dachte ich bei mir, er
legt der Erde, der Luft und dem Wasser Steuern auf, um seine
Gefühle zu befriedigen. Dagegen das Laster der Gutschmederei
eines würdigen Menschen unwürdig ist, verfallt unsere Natur
doch öfter als wir denken in diesen Fehler.

Nun brachte der Kellner eine Fruchtsthal, angefüllt mit
Mandarinen, Datteln und anderen vorzüglichen Früchten, welche
die liebe Erde, die Mutter alles Guten und Schönen, hervor-
bringt.

Unmöglich konnte ich die Früchte ausschlagen; nach einer so
vornehmen Mahlzeit wäre es geradezu unschicklich gewesen. Aber
trotz des glücklichen Empfindens quälte mich der herbe Gedanke,
daß eine Tageseinnahme meines Lehrerberufes nicht genüge, um
die Kosten dieses üppigen Gastmahls zu bestreiten. Alle diese
Herlichkeiten mußten den Preis von fünf Lira und achtzig
Centesimi übersteigen: eine Summe, über die ich täglich erst
nach zwölf Jahren steter Lehrthätigkeit verfügen konnte.

Da dieser mißliche Gedanke mir die angenehme Arbeit des
Verdauens erschwerte, zog ich es vor, mich von ihm zu befreien
und rief den Kellner.

„Der Herr wünschen?“

„Die Rechnung.“

Sofort nahm er aus seinem Hemdenbüchsen ein schwarz-lebernes
Notizbuch und schwenkte einen ungeheuren Bleistift, bei dessen
Anblick meine vor kurzem auf dem Finanzbureau erhobenen neuen
Bankscheine etwas von ihrer Farbe verloren und erbleichten.

„Das ist schnell gechehen: das Dejeuner nach festem Preise
zwei Lira fünfzig, der Wein — er blickte ganz oberflächlich
den Fiasco an — „halbe Lira, drei Lira im ganzen.“

Erleichtert atmete ich auf.

„Beide Preise das; ich werde oft kommen . . .“ sagte ich,
und weiteres Lob sollte noch folgen, aber —

„System des Hauses!“ sagte mit einfacher Bescheidenheit der
gewiegte Kellner.

„So bringen Sie mir den Kaffee.“

„Wünscht der Herr auch ein Gläschen Cognac?“

„Warum nicht? Gern einmal im Jahre.“

Der treffliche Kellner kehrte mit einem Tablett zurück und
flüsterte mir ins Ohr: „Wünschen Sie eine eingeschmuggelte
Cigarre? Ich habe unvergleichliche Havannas.“

„Das ist gleichgültig.“

„Deswegen können Sie ganz ruhig sein. Der Herr Ober-
staatsanwalt, der hier speist, raucht nur meine Havannas und
vergisst sich noch außerdem damit.“

„Wenn das der Fall ist!“

Und der mir ewig unvergessliche Kellner zündete mir eine
prachtvolle Havanna an, deren zarter, blauer Nebel, vermischt
mit dem Nebel des Weines und des Viqueurs, mich in ein unbe-
schreibliches Glückseligkeitsgefühl wiegte.

„Die Welt ist schön und herrlich die Zukunft,“ wiederholte
ich mit dem großen Dichter — und vernahm keinen Lärm um
mich, obgleich der Saal jetzt voll von Gästen war. . .

Als ich allmählich begriff, daß der mir gegenüber stehende
Stuhl sich bewegte, öffnete ich die Augen und erkannte den
jungen Damiano, der sich schüchtern vor mir niederließ.

Was will der? — fragte ich mich.

Er lächelte, lächelte mit dem Ausdruck des Wohlgefallens und
Wohlvollens in seinem frischen Gesichte. Dann hörte ich die
grammatischen Worte, die mich in der Verdauung störten.

„Herr Professor, ich sehe, Sie kennen mich nicht mehr . . . ich
hingegen kenne Sie sehr gut.“

O weh! Jeunze ich innerlich, die Fremde des Infinitos ist zu
schnell verschwunden!

„In der That, nein, mein Herr . . .“ stammelte ich.

Er lächelte noch immer. „Vor zehn Jahren war ich Ihr
Schüler. Sie erinnern sich meiner nicht, während ich Sie nicht
vergessen habe, Herr Professor.“

Ich seufzte innerlich noch tiefer. Zartfühlend wie ich bin,
schämte ich mich, von einem ehemaligen Schüler auf meiner
häßlichen Ehre ertrappt worden zu sein.

„Ich danke Ihnen für Ihr freundliches Gedenken. Ich habe
so viele Schüler unterrichtet, daß ich mich des einzelnen nicht
immer entsinne.“

„Und doch sollten Sie sich meiner erinnern, Herr Professor,“
bestand mein Gegenüber mit unerwarteter Bestimmtheit. „Ich heiße
Damiano Saltori. Dieser Name muß Ihnen etwas ins Ge-
dächtnis rufen.“

Er wartete einen Augenblick, dann sprach er die folgenden
schrecklichen Worte: „Sie, Herr Professor, ließen mich bei der
Prüfung von der Tertia in die Untersekunda unbarmherzig
durchfallen.“

Mit der Wonne der Verdauung war es jetzt gründlich vorbei.
Ich weiß nicht, was ich antwortete, ich werde aber ungefähr
gesagt haben: „Entschuldigen Sie, ich that es nicht absichtlich.“
Es that mir aufrichtig leid.

„Nicht doch, Herr Professor. Ihnen verdanke ich ja mein
jetziges Leben!“ rief zu meinem Staunen der junge Mann ganz
begeistert. „Ihnen verdanke ich meinen Wohlstand, mein Glück.
Wie oft hatte ich Lust, Sie auf der Straße anzuhalten und
Ihnen meine Dankbarkeit auszusprechen, doch fehlte mir der
Mut dazu. Jetzt, wo Sie in meinen Wirkungskreis getreten
sind, habe ich mir erlaubt . . .“

„Ich verstehe Sie nicht,“ erwiderte ich etwas bestürzt, da ich
fürchtete, mein Exschüler möchte sich jener Redefigur erinnern,
die man mit dem Namen „Ironie“ bezeichnet.

„Die Sache ist klar wie die Sonne. Erinnern Sie sich noch
daran, was Sie mir sagten?“

„Ich? . . . Nein, junger Herr.“

„Sie sagten: du bist ein guter, braver Junge, doch um
klassische Studien zu betreiben, bedarf es nicht bloß des Geldes,
den du nicht besitzt, sondern auch der Kunst. Du hast keinen
Kunstsin; du bist eine Auster. Ich erinnere mich ganz genau
deiner Worte.“

Ich erröthete bei der Erinnerung an die eben verschlungenen
köstlichen Tiere und hatte ein Gefühl im Magen, als würden sie
wieder lebendig.

„Verzeihen Sie.“

„Aber Sie sagten ja die reinste Wahrheit!“ fuhr der würdige Damiano fort. „Nur meine Eltern wollten sie nicht begreifen. Ich sollte durchaus Advokat werden, den Familiennamen durch den Dokortitel veredeln. Das Latein begriff ich einfach gar nicht, und schon bei den italienischen Aufsätzen schwierte ich nicht wenig. Deshalb thaten Sie wohl daran, mich durchfallen zu lassen.“

„Ich entsinne mich gar nicht...“

„Haben Sie den Austritt zwischen Ihnen und meinem Vater vergessen? Und erinnern Sie sich noch, wie jener Abgeordnete, unser Bekannter, vom Vorstand die Papiere verlangte, um sie dem Minister vorzulegen?“

„Jawohl, jetzt weiß ich es. Es war der Abgeordnete...“

„Sie aber blieben unerschütterlich, selbst als der Vorstand zu schwanken begann... unerschütterlich!“

„Konnte ich anders?“

„Nein, und ich wiederhole, Sie thaten recht. Dies haben auch meine Eltern später erkannt, als sie mich auf meinen Wunsch in die Schweiz schickten, wo ich die Sprachen und den Handel erlernt habe. Ich hatte die Absicht, meines Vaters Geschäft zu vergrößern, während er es hatte eingehen lassen wollen. In dem, was ich jetzt bin, fühle ich mich vollkommen glücklich. Den Cornelius Repos aber konnte ich nicht begreifen.“ Er lachte.

„Nur zu wahr!“ Ich atmete auf.

Herr Damiano bestand darauf, mir selbst den Ueberzieher anzulegen, reichte mir Hut und Stock und bat mich, ihn oft durch meinen Besuch zu erfreuen.

„Nie werde ich den San-Damiano-Tag vergessen!“

„Sie sind zu gütig, Herr Professor.“

Der Wirt selbst öffnete mir die Glastür, und ich verließ das Restaurant, die vorzügliche Havana zwischen den Lippen, wie ein Bankier oder ein Baron, der das Geld für sein Frühstück nicht abzuwägen braucht.

Aus Westdeutschland.

Bonn, 29. Juni 1903. Ein etwa 25-jähriger Schneibergeheile aus Löhben und ein 16-jähriges Mädchen aus Mainz waren am Samstag von Wiesbaden hierher gereist, um sich hier gemeinsam das Leben zu nehmen. Am Sonntag Morgen begaben sie sich in das oberhalb des Trajekts Bonn-Oberkassel am Rheinufer stehende Weidengäßchen. Dort schoß der Schneiber dem Mädchen eine Revolverkugel in die linke Brust und tötete sich dann selbst durch zwei Schüsse in das Herz. Das Mädchen, dessen Verletzung nicht lebensgefährlich ist, wurde im Friedrich-Wilhelm-Stift untergebracht.

Darm (Eifel), 1. Juli 1903. Infolge Ullischlages wurde hier und im nahen Bleichhausen ein landwirtschaftliches Gehöft eingestürzt und in Wäuler ein junger Mann in der Stube, in welcher sich auch noch andere Familienmitglieder befanden, getötet. Die meisten in den letzten Tagen über die Mittel-eifel niedergegangenen Gewitter waren von heftigen Regnen und viel Wasser begleitet.

Düsseldorf, 1. Juli 1903. Eine Dienstmagd sprang vor einigen Tagen in den Rhein, wurde aber von verschiedenen Schiffen, die mit Rähnen ihr nachstellten, gerettet und in das Krankenhaus gebracht. Gestern wurde die Lebensmüde aus der Anstalt entlassen, sprang gegen Abend abermals in den Strom und kam nicht mehr zum Vorschein.

Dortmund, 1. Juli 1903. Eine Protestversammlung, welche gestern Abend im Lokale des Tierparks stattfand, nahm folgende Resolution an, welche dem Magistrat, dem Stadtverordnetenkollegium sowie dem Minister des Innern zugehen soll: „Die heute im Tierpark verammelten zahlreichen Einwohner der Stadtgemeinde Dortmund erheben schärfsten Protest gegen die am Abend des 25. Juni von Polizeimannschaften gegen Hunderte von friedlichen Bürgern verübten Gewaltthatigkeiten und grausamen Mißhandlungen und verlangen, daß die Polizeiverwaltung keinen Augenblick zögert, im Interesse der öffentlichen Sicherheit und des Ansehens des Gemeinwesens den Betroffenen eine ausreichende Entschädigung zu gewähren. Die Versammlung erwartet ferner, daß das Stadtverordnetenkollegium sich mit der Sache befaßt und die Stadtverwaltung den Opfern des Stichwählens Schadenersatz in vollem Umfange gewährleistet. Die Versammlung beschließt ferner, das Bureau zu beauftragen, über die Vorkommnisse am 25. Juni an die höheren Verwaltungsbehörden als Aufsichtsbehörden zu berichten und in der betreffenden Eingabe die Bitte auszusprechen, daß möglichst bald eine Reklifizierung des Verhaltens der Polizeibehörden am Abend der Stichwahl erfolge, damit bei den Einwohnern wieder das Gefühl der Unsicherheit und Enttäuschung schwindet.“ Nun betraten nacheinander die Opfer des Stichwahlens, welche sich zahlreich eingefunden hatten, die Rednerbühne. Die Leute erzählten schlicht ihre Erlebnisse. Hiernach sind sogar Frauen und junge Mädchen mit der Klinge zu Boden geschlagen worden. Das Schicksal eines Reisenden namens Hach ist geradezu tragisch. Derselbe präsentierte sich mit völlig verbundenem Kopf der Versammlung. Der Mann befand sich ohne Begleitung auf der Kapellenstraße; plötzlich sprengte ein herrlicher Polizeibeamter heran, schlang den Säbel und hieb dem Manne mit einem Schläge die Nase aus dem Gesicht. Dann ist der Betreffende noch von mehreren Beamten durch Säbelschläge am Arm verletzt worden. Ein anderer erzählte, ein Polizeikommissar sei mit gezogenem Säbel in eine Wirtschaft gestürzt, um die Gäste herauszutreiben, während draußen ein halbes Duzend Schugleute standen und die aus der Wirtschaft fliehenden mit den Worten empfangen: „Jetzt giebt's Sänge!“

Schmalzfelden, 1. Juli 1903. Der große Brand in dem Fleden Hloh hat größere Ausdehnung angenommen, als bisher gemeldet wurde. Es steht nunmehr fest, daß 97 Gebäude eingeäschert worden sind, darunter allein 41 Wohnhäuser, wodurch 47 Familien mit rund 250 Köpfen obdachlos sind. Der Immobilien Schaden wird von Sachverständigen auf eine Viertelmillion geschätzt. Die Entstehungsurache wird wohl unermittelt bleiben; auch hier ist es möglich, daß Selbstentzündung durch zu frisch eingebrachtes Heu vorliegt.

A Frankfurt (Main), 1. Juli 1903. Das Schwurgericht sollte heute über den Gärtner Straß von Rödelheim verhandeln, welcher am 29. Januar an einem zehn-jährigen Mädchen sich vergangen und dann das Kind in die Wieda gestoßen hat, worin dasselbe ertrunken ist. Vor Beginn der heutigen Verhandlung teilte der Staatsanwalt mit, daß Straß sich heute Morgen in seiner Zelle an seinen Hosensträgern erhängt habe.

Im Mainz, 30. Juni 1903. Nach langen Verhandlungen und mehrfachen Anregungen in der Ständekammer in Darmstadt ist bezüglich der Niederlegung der in Kassel freiverwundenen Festungswerke jetzt endlich zwischen dem Militärkassas und der Gemeinde Kassel ein Vertrag zu Stande gekommen, der als erster Schritt zur Entfestigung von Kassel anzusehen ist. Hiernach läßt die Gemeinde Kassel die Festungsgräben zu werfen, die Wälle beseitigen und das ganze Festungsterrain planieren und zwar auf Kosten und Rechnung des Militärkassas. Wenn diese Arbeiten, mit welchen am 1. Oktober

begonnen wird, erledigt sind, werden Normen über die Höhe des Preises des freiverwundenen Bungaländes festgelegt, die auf den gemeinsamen Tagationen des Militärkassas und der Kasser Gemeindevertretung beruhen. Die Kosten für Planierungs- und Aufbühnungsarbeiten erstet die Militärbehörde der Gemeinde Kassel nach Ausführung der Arbeiten in bar.

Was draußen vorgeht.

Nach der endgültigen Feststellung des Ergebnisses der Reichstagswahl hat das Centrum in dem neuen Reichstage einen Bestand von 100 Mitgliedern gegen 103 im früheren Reichstage. Der Verlust von drei Mandaten hat natürlich die ausschlaggebende Stellung des Centrums nicht schwächen können und so bleibt es auch weiterhin der Mittelpunkt. Zwar fielen den Sozialdemokraten 81 Sitze zu, aber diese ihre Verstärkung wird bis auf ein halbes Duzend wett gemacht durch Verluste, welche die anderen Fraktionen der Linken erlitten haben, so daß an den Folgen der Annahme des Pollicarss, der Handelsvertragspolitik auf dessen Grundlage, nichts geändert wird. Die Konservativen und die Reichspartei haben dank der Stichwahlen ihre alte Stärke gewahrt, die Nationalliberalen, denen bei den Hauptwahlen nur sechs Sitze zufließen, erhielten durch die Unterstützung anderer Parteien schließlich doch noch ein halbes Hundert. Dieser Erfolg ist zum guten Teil auch Centrumsstimmen zu verdanken, so wenig dies die nationalliberale Presse zugeben möchte. Wo es die Nationalliberalen mit der Hege gegen die Katholiken zu arg gemacht hatten, wie in Karlsruhe, dort konnten es die Katholiken freilich nicht mit ihrer Ehre vereinigen, für den mit einem Sozialisten in der Stichwahl befindlichen Nationalliberalen einzutreten, wenn selbst es auch der verhältnismäßig so sympathische frühere Abg. Wassermann war, ein Politiker, der in politisch-einheitlichem und sozial-aufgeklärtem Sinne so viele seiner Parteigenossen weit übertrug. Für die Sozialdemokraten erhebt sich jetzt als die zweitstärkste Partei die Frage, ob sie beantragen will, ein Mitglied in das Reichstagspräsidium zu entsenden. Die mit der Bekleidung eines Postens im Präsidium verbundenen Obliegenheiten in Beziehung zum Reichsoberhaupt gestalten diese Frage für die überzeugten Republikaner, die doch auch gern ein anderes Zeichen ihrer Macht im Parlament sich gönnen möchten, zur einer feigen. Die Kaiserin der Partei tragen die Theorie vor, der Kaiser sei als Bundesoberhaupt eigentlich doch nur mit dem Präsidenten einer Republik zu vergleichen und wenn ein Sozialdemokrat in seiner Eigenschaft als Mitglied des Reichstagspräsidiums dem Kaiser nahe trete, dann brauche dieser Genosse in demselben nicht den Monarchen zu sehen. Wenn ein „Genosse“ als Vizepräsident des Reichstags gewählt werden sollte, so hat er natürlich sich in die damit verbundenen Pflichten zu fügen. Daß die anderen Parteien unbedingt zunächst in Vorverhandlungen mit den Sozialdemokraten eintreten und sich gewissermaßen einen Kandidaten von ihnen erbiten müßten, wie der Vorwärts es darstellt, um dann seiner Partei die Weisungsbefugnis vorzubehalten, ist keineswegs so unerlässlich. Sollte die Mehrheit sich dahin schlüssig machen, daß einem Mitgliede der sozialdemokratischen Fraktion ein Vizepräsidentenposten zu übertragen sei, so kann sie die Wahl der Persönlichkeit auch unabhängig treffen; auf den Vizepräsidenten der Reichstagskammer Singer wird diese Wahl freilich wohl an letzter Stelle fallen. Wenn der betreffende Sozialdemokrat die Wahl nicht annimmt, dann haben die Mehrheitsparteien in ihren eigenen Kreisen noch Auswahl genug. Die Verlegenheit in dieser Sache ist jedenfalls nicht aus jenen der Mehrheit sondern aus derjenigen der Sozialdemokratie, die sich in die einmal gegebenen Verhältnisse hineinzufinden hat, wünscht sie überhaupt Berücksichtigung.

Mit scheelen Augen hat man in England dem Besuche eines nordamerikanischen Geschwaders in Kiel zugegesehen. Wir stellen gleich von vornherein fest, daß wir in diesem Besuche nach dessen unmittelbarer und mittelbarer Vorgeschichte nichts erblicken können, was eine dauernde Besserung der Stimmung der Yankees gegenüber Deutschland verbürgen könnte. Die Yankees können nun einmal nicht aus ihrer Haut heraus; sie respektieren nur die Macht und Gewalt, die sie an eigenem Leibe fühlen, für Freundschaften haben sie so wenig Sinn, daß sie dieselben nur für Schwäche halten. Wenn der Besuch des amerikanischen Geschwaders wirklich eine bessere Zeit einleiten sollte — uns ist es gewiß recht, nach den bisherigen Erfahrungen ist Ruhe, Stille und Entschiedenheit das geeignetste Mittel, den Yankees zu imponieren, die von natürlicher Böhschheit, Edelmut der Gesinnung, Ehrlichkeit gegen sich und andere und Selbstsucht großenteils gar keine Ahnung haben. Man braucht nur das Echo ihrer Meinung zu hören, wie es in dem Organ des englischen Ministeriums des Meeres, dem Daily Telegraph, vernehmlich wird: „Die genaue Besichtigung des Flagggeschiffes Kearfarge durch den Kaiser Wilhelm hat, so schreibt man diesem Blatte, eine Besprechung hervorgerufen, die genügen könnte, zu einem neuen deutsch-amerikanischen Zwischenfall zu führen, und deren Inhalt kaum mit den Versicherungen der Freundschaft von Seiten des deutschen Monarchen übereinstimmt. In Marinekreisen sagt man, der Kaiser habe sich lediglich zu dem Zwecke eingeladen, um den Kearfarge genau zu besichtigen. In Regierungskreisen erwidert das Lob des Kaisers über den Präsidenten Roosevelt kein Echo. Der venezolanische Zwischenfall und der Angriff auf die Regierung in Washington, als das Mittelmeergeräusch der Marfelle besuchte, sind noch zu lebhaft in aller Menschen Erinnerung. Marinebeamte sagen, daß die deutsche Flotte ihrerseits außerordentlich geheimnisvoll thue mit ihren Schlachtschiffen und keine genaue Besichtigung erlaube. Man erklärt ferner, daß es gegen die maritimen Sitten verstoße, wenn ein fremder Gast an Bord eines Kriegsschiffes auf dessen Besichtigung bestehe. Man ist in Marinekreisen davon überzeugt, daß der Kaiser alle Hülfsmittel seines Reiches und seiner Werten auf das äußerste anspanne, um eine Flotte zu schaffen, die weniger den Zweck hat, die Heimat zu verteidigen oder die deutschen Kolonien im Falle eines Krieges zu schützen, als den, die amerikanische Flotte zu übertreffen. Man fragt, was die deutsche Flotte und die deutschen Zeitungen sagen würden, wenn Präsident Roosevelt oder Admiral Dewey eine einfache Einladung an Bord eines deutschen Kriegsschiffes dazu benutzen würden, die Geschütze und den Schiffsmechanismus eingehend zu besichtigen.“ So das englische Echo Amerikas. Auf die dummdreiste Frage ist nun zu antworten, daß erfah-

rungsgemäß die deutsche Flotte nicht so geheim thut, wie nach dem Wunsch dieser Yankees die amerikanische thun sollte. Die rohen Insinuationen, Mangel an Bildung des Herzens und Geistes bei der großen Masse ermöglichen es allein, daß solche Hegeereien Erfolg haben. Die struppellose Yankeepraxis, die in englischen Blättern rührige Sekundanten hat, muß diesen Mangel nach besten Kräften aus, um jeder Möglichkeit einer Besserung der allgemeinen Stimmung gegen Deutschland entgegenzuarbeiten. Da verhält es sich wenig, wenn nach einem New-Yorker Bericht das Marineamt es als unwahr erklärt, daß die amerikanischen Flottenoffiziere die genaue Besichtigung des Flagggeschiffes durch den Kaiser unpassend gefunden und kritisiert hätten und wenn es die Inspektion als eine ehrende Aufmerksamkeit ansieht. Diese Erklärung geht vollständig unter in der Gisthance, welche die journalistischen Gistmischer der Yankeepraxis dazu bereiten. Selbst sonst zumutige Optimisten der deutschen Presse, die unsere auswärtigen Beziehungen in rosenrote Tinte zu tauchen pflegen, erklärten es für möglich, auch bei solchen Gelegenheiten, wie der Kieler Feyer, nicht zu sehr in Gefühlsüberhang zu verfallen, und erinnern daran, daß die Frage, ob ein amerikanisches Geschwader auf die mehr oder weniger deutliche Einladung des Kaisers nach Deutschland kommen würde, seiner Zeit zu unliebsamen Erörterungen und Weiterungen Anlaß gab, daß innerhalb der amerikanischen Regierung der oder die kompetenten Minister eine Fahrt amerikanischer Schiffe nach Deutschland nicht wollten und Präsident Roosevelt erst ein Nachwort sprechen mußte, um sie trotzdem durchzusetzen. Es wurde auch daran erinnert, daß wir Deutsche und unser aufstrebendes Reich bei vielen Amerikanern nicht beliebt sind und von der Union seit längerer Zeit nicht viel Fremdlisches erfahren haben. Wenn nun auch Präsident Roosevelt für seine forreite und freundliche Haltung Dank verdient, so darf man nicht vergessen, daß Roosevelt ein Produkt der Umstände ist und stets bereit sein wird, den stärksten Umständen sich zu fügen.

In Oesterreich-Ungarn befindet sich der politische Karren gewohnheitsmäßig nicht im richtigen Geleise, jetzt ist er aber wieder ganz daraus geraten. Allerdings hat Ungarn ein neues Kabinett unter dem bisherigen Banas von Kroatien, dem Grafen Khuen Hederbary, erhalten, aber dieses neue Kabinett ist weit davon, eine gesicherte Zukunft vor sich zu haben. Als der Ministerpräsident am Dienstag seine Programmrede hielt, zeigte es sich, daß die Unabhängigen ihm gegenüber genau so aufässig sind, wie gegenüber seinem Vorgänger Szell. Als er von der Vorlage betreffend das erhöhte Rekrutentontingent Ungarns für das gemeinsame österreich-ungarische Heer sprach und dieselbe als „einstweilen“ zurückgestellt bezeichnete, entstand unter den Unabhängigen ein Lärm, der Khuen Hederbary zu den schlimmsten Verführungen für die Zukunft berechtigt und ihm bewies, daß seine Verhandlungen mit den Führern der Widerfächer, den fanatischen Nationalisten Kohnst und Komjathy, ohne Frucht geblieben waren. Diese beiden Männer legten auf Grund der obstruktivistischen Haltung ihrer Parteigenossen dann auch den Parteivorstand nieder. Die ungarischen Verhältnisse haben auf Oesterreich ungünstig zurückgewirkt. Zunächst erkannte der Kriegsminister v. Welserheim, daß er selbst stark mit zu den Kosten der Herstellung eines neuen Kabinetts in Ungarn habe beitragen müssen, indem auf die Rekrutenvorlage verzichtet gekleidet wurde. v. Welserheim verlangte deshalb zunächst allein seine Entlassung. Bald schloß sich ihm aber das gesamte Ministerium an, das sich dem von Ungarn aus jetzt geübten Druck wegen schneller Erledigung des Ausgleichs nicht fügen kann wegen der Schwierigkeiten, die es durch die Tischehen im Reichsrat erfährt. Da in dieser parlamentarischen Körperlichkeit wieder einmal die Maschinerie durcheinandergeraten ist, ist zum so und so vielen Male die Zusucht zum § 14 der Verfassung genommen worden, laut welcher der Kaiser vorbehaltlich späterer Zustimmung des Parlaments vorläufig das Budget bewilligen kann. Kaiser Franz Joseph will angesichts der Schwierigkeiten, ein neues Kabinett zu bilden, v. Kober nicht gehen lassen, doch besteht der Tischehe Nezet auf seinen Rücktritt.

Nachdem das Ministerium Combes in Frankreich seine gegen die individuelle Freiheit gerichteten Bestrebungen mit nur einer ganz geringen Mehrheit der Abgeordneten der Kammer durchgesetzt hatte, bereitete ihm der Vorgänger von Combes, der freiwillig von der Macht zurückgetretene Waldeck-Roussau, im Senat eine moralische Niederlage, deren Wirkung zunächst die ist, daß Combes und seine Leute die Straßen wenigstens etwas einzeln. Der frühere Ministerpräsident, dessen Erbe Combes angetreten hat, um die freiheitsfeindliche Gesetzgebung seines Vorgängers zu vergrößern, hat seinen Nachfolger in idiosyncratischer Weise desabonniert. Nicht als ob die Katholiken von Waldeck-Roussau etwas besseres zu erwarten hätten — dieser kühle Politiker hat nichts von dem Fanatismus der jetzt am Ruder befindlichen Kirchenfeinde; er will daselbe, wie gewöhnlich, aber er will es nicht in einer überflüssigen Weise erreichen, die den Erfolg in Frage stellt. Waldeck-Roussau will langsam, aber sicher gehen, er erwartet von der näheren oder entfernteren Zukunft, was Combes und Genossen vom Augenblicke fordern. Als Combes nur mit 16 Stimmen Mehrheit die Abwägung von 85 weiblichen Orden in Vauisch und Vogen durchsetzte, erkannte er sofort, daß der Wind sich gedreht hatte — Waldeck-Roussau war der Ueberer. Combes lenkte sofort ein und erklärte auf eine Anfrage, daß trotz dem Kammerbeschlusse die Krankenanstalten der Frauen „aufgelöst“ weiblichen Kongregationen noch weiter bestehen bleiben sollten. Im Senat machte Waldeck-Roussau seinem Nachfolger den Vorwurf, er gehe in seiner Thorheit darauf aus, ein Gesetz, das die bürgerliche Stellung von 75 000 Personen nahe angeht und eine starke Rückwirkung auf die Armenpflege und das Schutzwesen der Departements und der Gemeinden üben mußte, unvermittelt durchzuführen zu wollen. Es handelt sich dabei um 110 Millionen für den Bau von Schulhäusern und eine Vermehrung des Unterrichtsbudgets um jährlich 12 Millionen. Das Gesetz von 1886, welches die allmähliche Ersetzung der Kongregationschulen durch weltliche anordnete, wurde langsam so durchgeführt, daß es gegenwärtig in den 36 000 Gemeinden des Landes nur noch 2500 giebt, die sich nicht gefügt haben. In ähnlicher Weise hätte man, sagt Waldeck-Roussau, das Gesetz von 1901 durchführen, und man hätte für das weitere Schicksal der Schulen, welche ohne die Erlaubnis

der Behörden
gegründet wor
lassen, obwo
wäße sich v
kongregationi
scharf die v
Kammern
Gesuche ein
fassung bei
13 und 18
sprechen, da
geben, zum
außer sich
gleich zu
bedeuten ha
hat, jetzt m

K
Aus No
schrieben: G
unmittelbar
freies“, S
Korio war
hoch stehend
als geboten
Wolfsfel
Porta S
qualmende
gestellt, erh
säumen bei
faden bele
und Lampio
Glocken mit
famtlos ge
Thon, die k
Stück. In
prieien, zu
Bimmelns
liberal her
greifen, wie
Ederbenber
Mühlg be
jeder: alles
Karnavalst
taktischen
Tische m
Zuspruch
darstellend
Mugen sein
mit fast d
steigenden
ermüdlich
faum zu b
lofe Lust a
für diesen
mal tüchtig

Gegen 1
über dem
der Klare
der Oerter
eines Sch
ändert m
schlüssen
überflutet
Woll nicht
käufern m
die durch
der erste
der trinkt
„Es belon
machen wir
Gendar
Menge; f
nung. G
von 10
Stück jüde
in dieser
Seite
vormittag
Verfäuf
vergangen
Traum, d
betraten.
Pontifika
Baikita,
vorzüglich
und Intu
Geschmack

dem leste
Reisender
lich auch
antwortet
seine Ver
Gründe
vielleicht
zuverne
Pflichten
sind d
ist bereit
folgt, d
lich reist
gehen, d
Jahr G

...
dem leste
Reisender
lich auch
antwortet
seine Ver
Gründe
vielleicht
zuverne
Pflichten
sind d
ist bereit
folgt, d
lich reist
gehen, d
Jahr G

der Behörden von den geistlichen Kongregationen gegründet worden waren, Sorge tragen sollen. Dies wurde unterlassen, obwohl im Senat und in der Kammer unparteiische Anträge sich vernehmen ließen. Nach der Eile, mit der gegen die kongregationalistischen Schulen vorgegangen wurde, tadelte der Redner scharf die von dem Ministerium Combes empfohlene und von der Kammermajorität genehmigte Methode, die Prüfung der einzelnen Gesuche einfach abzulehnen und den Senat bei der Beschlußfassung beiseite zu lassen, eine Methode, die gegen die Artikel 13 und 18 des Vereinsgesetzes geradezu verstoße und einem Verstoß gleichkomme, das er selbst als Ministerpräsident dem Senate gegeben, zuwiderlaufe. Die sozialdemokratischen Janatiker sind außer sich darüber, daß Waldeck-Roussieu ihrem Combes dergleichen zu bieten wagt, Combes selbst aber weiß, was es zu bedeuten hat, wenn Waldeck-Roussieu, der so lange geschwiegen hat, jetzt mit einer so deutlichen Warnung hervortritt.

K Am Vorabend des Johannistages.

Aus Rom, 24. Juni 1903, wird der Römischen Volkszeitung geschrieben: Ein eigenartiges Bild bot gestern Abend der Stadtteil unmittelbar vor dem Haupt und der Mutter aller Straßen des Erdkreises, St. Johann im Lateran. Schon bei der Fahrt über den Corso war dieser ungewöhnlich belebte, endlose Wagenreihen, eine froh stehende Menge. Der Johannistag (24. Juni) wird in Rom als gebotener Feiertag gefeiert und am Vorabend durch ein großes Volksfest eingeleitet, das sich auf der ausgedehnten Piazza di Porta S. Giovanni, neben genannter Kirche, abspielt. Tausende qualmende Tagelampen, von der Stadtverwaltung auf Pfählen aufgestellt, erhellen die weite Fläche, unzählige Verkaufshände umsäumen den Platz, durch flackernde und ebenso qualmende Petroleumfackeln beleuchtet, an der Südseite fliegende Österien mit Holzstäben und Lampen, in denen der gute Wein von Velletri ausgesetzt wird. Aus diesem Licht- und Qualmmeer schallt uns der Ton zahlloser Glocken und Glöckchen entgegen: den Campanelli di S. Giovanni, klanglos geformt, nicht aus töndendem Erz, sondern aus klingendem Thon, die kleinen, doppelt faßförmigen zu einem Solco (4 Pfg.) das Stück. Zu Tausenden werden sie feilgehalten, in allen Tönen angepriesen, zu Tausenden gekauft und zu Tausenden im Eifer des Bummels zerdrückt. Scherzend bemerkt einer von uns, auf die überall herumliegenden Thonscherben deutend, jetzt könne man begreifen, wie im Laufe von Jahrhunderten der Monte Testaccio, der Scherbenberg, entstanden sei.

Mühsig bewegt sich die Volksmenge, aber irgend ein Geräusch macht jeder: alles schreit, klingelt, tutet durcheinander, wie vor Jahren am Karnevalsmonat auf der Hofstraße in Köln. Dabei die phantastischen Zeichnungen auf den Gesichtern! Hier stehen jugendliche Mädchen mit am Brustband getragenen Schweinen und finden lebhaften Beifall. Daneben verkauft man kleine Thonfigürchen, Volkstypen darstellend. Dort preist ein dunkelhaariger Junge mit bligenden Augen seine runden Äpfel an, weiter werden Tausende Reusenstränken mit fast dinstendem Thymian feilgehalten. Kleine Wechteln finden steigenden Absatz, jeder hat ein Campanello und schwingt es unermüdet jedem im Gedränge diat vor der Nase. Der Trubel ist kaum zu beschreiben, und doch sehen wir keine Noheiten, nur harmlose Lust am Spektakel. Diskursige Begleiter erzählen uns, daß für diesen Abend vor S. Giovanni lange Zeit geparkt wird, um dann mal richtig auskosten zu können.

Gegen 11 Uhr lagert eine solche Wolke von Qualm und Staub über dem Platz, daß die entferntesten Richter nur mehr schimmern und der klare Nachthimmel kaum mehr durchscheint. Wir rücken in eine der Östern, also die dicke Badrona, erfährt über dieses Einfallen eines Schwarzes von Teufel, einen Holzfisch mit dem Vermal färbt und ein weißes Leinwand auflegt. Von diesem etwas geschüttelten Platz aus haben wir einen trefflichen Einblick in das vorüberflutende Getümmel. Der Lärm wird immer toller, aber da das Volk nichts trinkt, bleibt es in anständigen Formen. Kleinen Verkaufern mit Gerint (Wachszinzhölzern), gebrannten Haselnüssen usw., die durlig nach unserem Weißwein schauen, bieten wir zu trinken an: der erste that einen Schluck und giebt das Glas einem Kameraden, der trinkt auch nicht mehr und gefragt, warum nicht, antwortet er: „Es bekommt mir nicht gut.“ Ob das „fölsche Jungens“ auch so machen würden? Schwerlich!

Gendarmen wandern vereinzelt zu zwei und zwei ruhig durch die Menge; sie finden nichts zu thun im Interesse der öffentlichen Ordnung. Gegen Mitternacht ziehen wir heim, betäubt und verwirrt von so viel Duft, Qualm und Lärm. Aber schon war's doch ein Stück süßlichen Lebens, das nur unter dem Nachthimmel Italiens in dieser Weise sich abspielen kann.

Seute morgen, am Tage des h. Johannes selbst, kamen wir vormittags wieder auf den Platz: alles weg, Boden, Lichtträger, Verkäufer, Menschen — der Platz geräumt. Das Getümmel der vergangenen Nacht an derselben Stelle erschien uns jetzt wie ein Traum, als wir zum Hochamt das herrliche Gotteshaus am Lateran betraten. Kardinal Satoli, Erzpriester der Basilika, celebrierte das Pontifikalamt. Durch die Freundschaft eines der Kanoniker der Basilika, Mgr. Straniero, erhielten wir in einem der Chorkorantien vorzügliche Plätze. An das bei solchen Kirchenfeiern übliche Vokal- und Instrumentalfonzert mußten das deutsche Ohr und der deutsche Geschmack sich erst gewöhnen. Der Andacht thut's keinen Eintrag.

Unterhaltendes.

„**„A wähl net!“** Man schreibt der Frankf. Ztg.: Kurz vor dem letzten Wählertermin war in einem kleinen schwäbischen Dörflein ein Reisender mit einem Bauer ins Gespräch gekommen, das sich schließlich auch um die Wahl drehte. Auf die Frage, wer sein Kandidat sei, antwortet der Bauer: „A wähl net!“ Darüber brüht der Reisende seine Verwunderung aus; indes erfolgt auf seine Frage nach dem Grunde nur die Antwort: „A wähl net!“ In der sicheren Erwartung, vielleicht bei einem Geleise hier den Wähler des Bauern etwas aufzuwecken, läßt ihn der Reisende ins Wirtshaus ein, wo er ihm die Pflichten eines jeden Staatsbürgers, zu wählen, klar zu machen sucht. Der Bauer trinkt ein Glas Bier nach dem andern, die Rede ist bereits ganz namhaft und der Reisende agitiert immer noch erfolglos, denn der Bauer antwortet stereotyp: „A wähl net!“ Endlich reißt dem Reisenden die Geduld; er springt auf, zählt und will gehen, da ruft ihm der Bauer nach: „Na, i wähl net, weil i fü n f Jahr Ehrver l'ust hab!“

Buntes Allerlei.

„**Ein Großherzog als Zivilbürger.** Ein eigenartiger Rechtsstreit beschäftigt gegenwärtig unter der Bezeichnung: Großherzog Ernst Ludwig von Hessen wider Hofmöbelfabrikant Gluckert das Landgericht in Darmstadt. Der der Klage zu Grunde liegende Sachverhalt ist nach der Ztg. „Mündschau“ kurz folgender: Gluckert erwarb i. J. von der großherzoglichen Kabinetsdirektion in der sogenannten Kabinetskolonie auf dem Alexandraverge in Darmstadt zwei Grundstücke, die er inzwischen bebaut hat. Nach dem Inhalte

des Kaufvertrages hat er sich jedoch verpflichtet, keine Wäpfe auf dem Dache zu trocknen, das als dringliche Gerechtigkeit zu Gunsten des dem Großherzoge gehörigen Nachbargrundstückes gewahrt wurde. Nun trocknet der Beklagte aber doch Wäpfe auf dem Dach, weshalb er jetzt auf Unterlassung dieser Handlung gerichtlich belangt werden soll.

„**Das Zerschneiden der Blinddarmverbindungen.** In der medizinischen Zeitung Lancet bepricht Dr. Stellet Smith die auffällige Erscheinung, daß die ersten Blinddarmverbindungen gegen früher in merkwürdiger Weise zugenommen haben. Der Arzt mahnt sich zwar nicht an, eine Erklärung für diese Erscheinung gefunden zu haben, er hält es aber für möglich, daß der Genuß von Speisen, die in geirtem Zustand gewesen sind, die Schuld tragen könne. Fleischspeisen, so sagt er, wären schneller der Zerkleinerung ausgesetzt, wenn das Fleisch vor dem Kochen geirtem gewesen wäre, und es sei daher nicht unmöglich, daß derartige Speisen die Darme kitzeln machten, als dies bei Genuß von frischem Fleisch der Fall wäre. Jedenfalls sei nicht zu bestreiten, daß gerade unter den civilisierten Nationen die Erkrankungen des Blinddarmes in Zunahme begriffen seien.

„**Eine Einbrecherbande aus schulpfichtigen Kindern** haust jetzt in den östlichen Vororten Berlins. Vorwiegend werden Automaten in den Restaurants geplündert, und zwar mit einem Klappmesser, das aus gründliche Erfahrungen auf diesem Gebiete schließen läßt. Daneben werden Acker- und Segelboote, die am Wasser liegen, bestohlen bzw. unbrauchbar gemacht. Einen Streifzug hatte die Bande in einer der letzten Nächte nach der Kolonie Kieckmal unternommen. Ans Meer, daß bei den Einbrüchen wenig erbeutet wurde, zertrümmerten sie, was ihnen in die Hände kam.

„**Ein Zweikampf auf Säbel** fand im Grunewald statt. Die Gegner waren ein Schriftsteller und ein Stud. chem. Als Grund des Zweikampfes wird ein Mißverständnis angegeben. Die Gegner wollten sich versöhnen, die Unparteilichen in ließen das aber nicht zu! Und so gab es Hiebe und Stiche auf beiden Seiten.

„**Exzessiven**, 27. Juni 1903. Die Schmutzler bereiten den Grenzpolen immer neue Schwierigkeiten. Jetzt sind sie auf die Idee verfallen, um Schmutzler dreifache Hunde zu verwenden. Die Tiere werden meist am Abend mit aufgeschmackten Spiritusbiskuit losgelassen und erreichen so fast ausnahmslos ihr Ziel. Das Abfassen oder Wegziehen der Hunde ist mit Schwierigkeiten verknüpft. Nunmehr versucht die russische Grenzwehr, die Tiere zu vergiften, um so auch diese Art des Schmutzlers zu unterdrücken.

„**Steinadl**, 1. Juli 1903. Der Lehrer Wilhelm Ergleben aus dem Dorfe Klein-Engerda wurde nach zweitägiger Verbanlung vom hiesigen Schwurgericht, weil er das eigene Schulhaus in Brand gesteckt hätte, zu zwei Jahren Zuchthaus und drei Jahren Ehrverlust verurteilt.

„**Drei blühende Menschenleben** sind bei Sköpen in der Älfter Niederung durch den Lebermüt eines Arbeiters am 20. v. zu Grunde gegangen. Zwei Mädchen von 17 und 18 Jahren badeten etwa um 8½ Uhr in der Elbe. Plötzlich kam ein Arbeiter M. hinzu und wollte die Mädchen angreifen. Letztere gingen nun weiter in den Fluß hinein, den M. bittend, sie doch in Nähe zu lassen. M. achte jedoch nicht darauf, sondern folgte den Mädchen immer weiter. Plötzlich gerieten beide Mädchen an eine tiefe Stelle und versanken. M., der nun sah, was sein Leichtsinm angerichtet hatte, verjügte die Mädchen zu retten, wurde jedoch von ihnen in die Tiefe gezogen. Nach etwa einviertelstündigem Suchen wurden M. und ein Mädchen gefunden. Alle sofort angestellten Wiederbelebungsversuche blieben, der Dutz. Ztg. zufolge, erfolglos. Das zweite Mädchen wurde erst am Sonntag Vormittag gefunden. M. war verheiratet und Familienvater.

„**Ketzling**, 28. Juni 1903. Heute Vormittag 11 Uhr wurde auf dem Reichsmarkt das Denkmal des jungen Goethe enthüllt. Das Denkmal stellt Goethe als Student dar; es trägt am Postament die Reliefportraits von Käthchen Schönkopf und Friederike Deier. Es ist in Bronze gegossen nach dem Modell des Professors Seffner.

„**Schwerin** (Mecklenburg), 29. Juni 1903. Im Dorfe Riendorf, Amt Neuhaht, entstand Samstag Nacht Feuer in einer Erbspaltstelle, wobei zwei Knechte verbrannten. Ein Dienstmädchen, welches eine ältere Frau rettete, erlitt ebenso wie die Frau schwere Brandwunden.

„**Hamburg**, 29. Juni 1903. Neuen Nachrichten zufolge ist der bei Sanguin Rier getrandete Dampfer Lulu Wohlen nebst Ladung und Post völlig verloren. Passagiere und Mannschaften sind gerettet, erstere wurden beim Cap Palmas, letztere bei Sinac gelandet. Die Passagiere werden dort vom Postdampfer Helene Boermann abgeholt und dem am 30. Juni von hier nach Swakopmund abgehenden Dampfer Sais Boermann in das Palmas eingeführt werden. Die Mannschaft wird auf dem Dampfer Eduard Wohlen nach Hamburg befördert, dessen Ankauf in Hamburg zwischen dem 15. und 20. Juli erwartet wird.

„**München**, 2. Juli 1903. In Ober Wangenbach bei Mainburg brach in der vergangenen Nacht Feuer aus, das mehrere Gebäude zerstörte. Drei Personen sind verbrannt; drei wurden schwer verletzt und einige werden noch vermisst. Das Unglück ereignete sich dadurch, daß Feuerwehrenteile sich in eine Stellung begaben, um das Feuer zu löschen; währenddessen stürzte das Dach ein und begrub die Feuerwehrenteile. Es sich außer den drei Toten und drei Schwerverletzten noch Personen unter den Trümmern befinden, konnte bisher nicht festgestellt werden.

„**Ausgehobener Alderhorst.** Aus Meran wird berichtet: Den Jägern Hirchberger sen. und jun. und dem Jagdaufscher Bunt gelang es, einen Alderhorst anszuheben, der in den Präjira-Feiswänden unweit des Bis Mont zwei junge Steinadler barg. Während die alten Tiere abwesend waren, ließ sich Hirchberger jun. an einem 29 Meter langen Seil in eine Schlucht hinab, wo es ihm nach großen Anstrengungen möglich wurde, das in eine ziemlich große Felsengrotte eingebaute Nest zu erreichen. Die Jungen schliefen etwa vier Wochen alt zu sein. Ihrer habhaft zu werden und sie an die Oberfläche zu den anderen beiden Jagdteilnehmern zu bringen, war eine schwere, geradezu lebensgefährliche Arbeit. Im Horst lagen neben Nesten von Alpenhasen, Schneehühnern usw. eine halbe Gans und ein Wurmleier.

„**Die Kathedrale zu Vicenza** soll angeblich dem Einsturz nahe sein. Vor etwa Jahresfrist entdeckte man in den Wänden große Risse. Man beschloß über diesen Mißstand, um zu sehen, ob ein Weiterreißen stattgefunden habe. Am Mittwoch zersprang dieses Glas, und es stellte sich heraus, daß sich die Risse bedeutend erweitert hatten. Die Säulen, die das Mittelschiff tragen, werden bedenklich von der feuerbeden ab. Das Gebäude ist für das Publikum geschlossen worden. Die Kathedrale, die ein außerordentlich schönes Portal aus weißem Marmor besitzt, wurde von den Franziskanernmönchen im 13. Jahrhundert gebaut.

„**Brüssel**, 1. Juli 1903. Ein aus Antwerpen kommender Personenzug, der zahlreiche Kaufleute dieser Stadt mitführte, die sich zum hiesigen Getreidewochenmarkt begeben wollten, stieß auf dem Bahnhof Schaerbeid, einem Vororte von Brüssel, mit einem aus der entgegengesetzten Richtung kommenden Zuge zusammen. Man zählt etwa 20 Verletzte, einige darunter befinden sich in einem bedenklichen Zustande. Alle Verwundeten wurden sofort in die nächstgelegenen Krankenhäuser oder Bureauräume der Gaskasalt gebracht, wo sie ärztlichen Beistand erhielten. Die Leichtverletzten wurden an

der Unglücksstelle verbunden und fuhrten nach Brüssel weiter. Unter den Opfern befinden sich auch mehrere in Antwerpen anässige Deutsche.

„**Das Automobil im Dienste des Schmuggels.** Aus Paris wird der Post. Ztg. geschrieben: Der Kraftwagen bewährt sich immer mehr zu praktischen Zwecken, vor einigen Monaten war er bei einer Entführung, jetzt beim Schmuggel. Vor einigen Tagen kam bei Hazebrouck ein schwer mit Tabak beladener Kraftwagen über die belgische Grenze, fuhr aber so furchtbar schnell, daß an ein Anhalten und Erkennen nicht zu denken war. In geringer Entfernung war er schon in dem aufgewirbelten Staub unsichtbar geworden. Da der erste Versuch so trefflich gelungen, war auf Fortsetzung zu rechnen. Die Zollwächter erfuhren auch, am Montag werde diese erfolgen. Sie trafen ihre Vorkehrungen, bewachten alle Uebergänge und spannten sogar ein Seil quer über die Brücke bei Roubaix. Der Kraftwagen kam richtig an, aber sein Fahrer sah auch beizeiten das Seil. Im Nu wandte er links ab, fuhr durch das Viertel Neue Welt, überschritt die Gasse bei dem Bahnhof Hazebrouck und verschwand auf Nimmerwiedersehen.

„**Das Nilpferd des Jardin les Plantes zu Paris** hat am Mittwoch seinen sechzigjährigen Wärtter tödlich verunbelt. Der Mann hatte sich in die Einfriedigung begeben, um dem Tier Futter zu bringen. Plötzlich sprang das Nilpferd auf ihn los, riß ihm den Leib mit seinen Stoßzähnen auf und bearbeitete ihn weiter mit seinen Stoßzähnen. Der Mann wurde nach dem Krankenhaus Pitie gebracht, wo er nach einer Stunde unter schrecklichen Schmerzen verschied. Sein Vorgänger wurde von demselben Tiere schwer verletzt.

„**Die Errichtung eines Porzellanturms** auf dem Hügel von Saint-Cloud beschäftigt nach der Post. Ztg. die staatliche Porzellanfabrik von Sevres. Der Turm soll aus 30 000 Stücken bestehen, in hellen Farben gehalten sein und als Bildhundert Darstellungen der Tier- und Pflanzenwelt des Waldes und der um ihn sich webenden Sagen erhalten. Man berechnet, daß die Ausführung des Werkes fünf Jahre erfordern wird.

„**Madrid**, 1. Juli 1903. In Valladolid wütete heute ein heftiges Unwetter. Zahlreiche Personen wurden verletzt, darunter mehrere schwer. In Segovia wurde eine Vorstadt überschwemmt.

„**Den Rekord in der Zahl der Verbrechen**, die ein einzelner Industrierichter ausführen kann, hat sicher der Schwabe Löfdahl gesetzt, der etwa 1800 Fälschungen und 7 Brandstiftungen auf dem Gevißsen und dadurch Anlaß zu einem Niesensprozeß gegeben hat, der gegenwärtig in Rensselsborg von Ratten geht. Die meisten Verbrechen betreffen Namensfälschungen auf den Lohnungslisten der Bergslagerens Eisenbahnen (Privatbahnen). Mittels der Brandstiftungen verschaffte er sich ein weiteres gutes Einkommen, indem er die Versicherungs-summe eintrich. Wenn Löfdahl jedes einzelne Verbrechen abhien sollte, müßte er viele hundert Jahre gebranden. Als er beim Verhör hierauf aufmerksam gemacht wurde, meinte er nach der Post. Ztg. lächelnd: „Nun, ich kann so lange liegen, wie ich lebe, nachher kann ja ein anderer an die Stelle treten.“

„**Ein neuer Turbinendampfer.** Am Samstag hatte die South Eastern und Chatham Railway Company eine Anzahl Gäste zur Probefahrt auf dem Dampfer Queen eingeladen. Dieser Dampfer ist der erste Turbinendampfer, der auf dem Kanal zur Verwendung kommt. Er ist nach dem Muster der zwei Turbinendampfer gebaut, die seit einigen Jahren auf dem Elbe fahren. Seine Länge ist 310 Fuß, die Breite beträgt 40 Fuß und der Tiefgang des Schiffes ist 25 Fuß. Besonders auffällig war den Passagieren das Fehlen jeder Vibration während der Fahrt. Der Dampfer ist bedeutend luxuriöser ausgestattet als die anderen bisher den Verkehr mit dem Kontinent vermittelnden Schiffe. Er kann 1250 Passagiere aufnehmen und fährt schneller als irgend ein anderer Dampfer, der nicht mit Turbinen ausgerüstet ist. Die Queen hat jetzt ihre regelmäßigen Fahrten aufgenommen und verkehrt zwischen England und dem Kontinent täglich im Anschluß an die Züge von Vitoria Station, London, nur 11 Uhr früh, und von Paris um 11 Uhr 35 Min. früh.

„**Constantinopel**, 28. Juni 1903. Auf der Verbindungs-bahn Saloniki—Constantinopel explodierte vorgestern Abend vor der Station Demir—Beyli eine Dynamitbombe. Die Lokomotive und eine Lokomotive wurden beschädigt, Personen wurden nicht verletzt. Die Untersuchung ist eingeleitet. Einige Bulgaren wurden verhaftet.

Vermischtes.

„**Das Eisenbahnunglück in Spanien.** Der am Abend des 27. Juni in der Nähe von Logroño verunglückte Zug bestand aus 18 Wagen und zwei Lokomotiven; er fuhr von Bilbao nach Barcelona und befand sich auf der Brücke über den Fluß Najerilla, als die zweite Lokomotive entgleiste und den ganzen Zug hinter sich herziehend in den 30 Fuß tiefer gelegenen Fluß stürzte. Der Zug führte wenig Wasser, so daß die Wagen herausragten. Es spielten sich nun furchterliche Szenen ab, da die Passagiere verzweifelt um den Ausgange durch die Fenster kämpften. Der Lokomotivführer und der Feiger wurden zu Tode gebrüht. Die Lokomotive liegt aufrecht im Flußbett und um sie herum liegt ein wirrer Haufen von Wagentrümmern. Man nimmt an, daß nur sechs Personen ohne Verletzungen davonkamen. Die Zahl der Toten beträgt neunzig. Unter den Passagieren befanden sich Kranke, die auf dem Wege zu den Heilquellen von Ybbero waren, und eine Anzahl reicher Minenbesitzer aus Bilbao. Der vom Ufer der Verhimmelten rot gefärbte Fluß schwammte unterhalb Leichen an, auch diejenigen von Gendarmen, die auf dem Wege nach Barcelona gewesen waren wegen des dort herrschenden Streites. Von Logroño aus war schnell Hilfe zu Stelle. Ein Eisenbahnkassierer, der bei der Ausplünderung einer Leiche betroffen wurde, wurde verhaftet. Eine weitere Drahtmeldung vom 29. Juni lautet: Nach weiteren Meldungen wurden bis gestern Abend 11 Uhr 100 Leichname von den bei dem Eisenbahnunglück auf der Strecke Bilbao—Saragossa Getöteten geborgen; 70 liegen noch unter den Trümmern. Die meisten Verunglückten sind arg verunmelt.

„**Von Zwergen.** Bei seiner Aufnahme in die Pariser Akademie hatte Edouard Rodand der kleinen Gestalt seines Vorgängers Bornier Erwähnung getan. Dies veranlaßt ein süddeutsches Blatt zu folgender „kleiner“ Geschichte der Zwerge. Der Kaiser Augustus hatte einen Zwerg, dem er ein Standbild errichten ließ, die Angelpfel dieser Statue aber ließ er aus kostbaren Gesteinen bilden. Nach Sueton war dieser Zwerg kaum 2 Fuß hoch, 17 Pfund schwer und hatte eine sehr starke Stimme. Tiberius ließ seinen Zwerg an seiner Tafel mitessen und erlaubte ihm die kühnsten Fragen. Dieser Günstling hatte so mächtigen Einfluß auf den Geist des Kaisers, daß er ihn eines Tages veranlaßte, die Hinrichtung eines Staatsmannes zu beschleunigen. Marc Aurel besaß einen Zwerg, der kaum 2 Fuß hoch war und dem er den Namen Siphys gab. Domitian versammelte an seinem Hofe eine Anzahl von Zwergen, um daraus eine Schar von kleinen Gladiatoren zu bilden. Die Geschichte von dem Zwerg Bébé des Königs Stanislaus dürfte bekannt sein. In den Wogen als das Kind kräftiger Eltern geboren, war er bei seiner Geburt nur 15 Centimeter und wog nur ein halbes Pfund. Ein gefütterter Holzschuh diente ihm als Wiege und eine Biene nährte ihn. So schwächlich er war, überhand er doch im Alter von 6 Monaten die Mätern und konnte schon mit 1½ Jahren sprechen und mit

2 Jahren ohne Hilfe gehen. Mit 5 Jahren war er vollständig ausgewachsen und kam an den Hof des Königs Stanislaus; mit 15 Jahren aber war er ein vollkommener Greis und erlag mit 19 Jahren einem Schnupfen.

Don einer folgenschweren Automobilfahrt weiß die Münchener Allg. Ztg. folgendes zu erzählen: Ein seltsames Malheur widerfuhr kürzlich einem jungen Künstler, der sich zu einem Auszuge in die Umgebung Münchens eines Schnapferls bediente, das er selbst lenkte. Anfangs ging die Sache ganz gut, als der junge Mann aber mit seinem Benzinoß in eine kleine Ortschaft bei Großheßelohe kam, ging das Unglück an. Der Automobilist fuhr einem Anwohner mitten durch den Holzzaun in den Gemüsegarten und richtete unter den jungen Kohlraut und gelben Rüben eine riesige Verheerung an. Der Deftonom kam mit zwei Söhnen herbei, komplimentierte den Künstler mit kräftigen Ausdrücken und forderte schließlich für Baum und Gemüsegarten 200 Mark Entschädigung. Da aber der Automobilist in dieser Beziehung momentan ohne genügendes „Benzin“ war, behielt der Deftonom das Schnapferl als Pfand zurück, während dessen Vater mit der Bahn nach München zurückfuhr, um die zur Auslösung seines Fahrzeuges nötigen Mittel zu holen. Allein das Schicksal forderte noch ein weiteres Opfer: Kaum war der Eigentümer des Automobils abgedampft und die Gemüter beruhigt, als ein Sohn des Deftonomens, ein ansehender Zugenbühler, den Motor bestieg, um sich ein wenig im Automobilfahren zu üben. Er konnte aber den Verschlusshebel nicht mehr finden, und das Gefährt ging im rasenden Tempo solange querfeldein, bis sich ihm ein Baum als Hindernis entgegenstellte, während es dem „neuen Herrn und Besitzer“ gelang, noch rechtzeitig abzusteigen. Als der Künstler zurückkehrte, um sein Fahrzeug abzuholen bzw. anzulösen, fand er es in einem solchen Zustande, daß er es per Bahn zurückbringen mußte! Nunmehr fordert der Künstler im Klagenweg durch seinen Anwalt 500 Mark Entschädigung für sein Automobil, der Deftonom 200 Mark für seinen Baum und Garten, und zudem Schweben gegen beide, wie auch gegen den Sohn des Deftonomens, verschiedene Anzeigen wegen Verleumdung, Sachbeschädigung und Uebertretung der Automobilverkehrsordnung!

Das Unglück am Piz Blas schildert ein Teilnehmer der Schülerfahrt, die durch eine Lawine ein so trauriges Ende nahm, in der N. Zürcher Ztg.: Wir reisten Donnerstag Morgen von Zürich ab, 18 Schüler, die Professoren Dr. Gröbli und Dr. Bodoz. Von Aufsteig aus begannen wir den Aufstieg ins Maderanethal und von hier aus durch das Gethäl über den Kreuzlipass nach Sedrun. Hier trafen wir Donnerstag Abend 7 Uhr ziemlich ermüdet, doch wohlbehalten und alle munter ein und übernachteten in der Krone. Um 5 Uhr Freitag Morgen erfolgte von Sedrun die Abreise. Dr. Gröbli hatte von hier noch einen romantischen Bürger mitgenommen. Leider erwies sich, daß dieser nicht die allerbeste Ortskenntnis besaß. Wir hatten die Absicht, unterhalb des Piz Blas ins Val Cornera nach Tschamut zu gelangen. Plötzlich erhoben sich vor uns steile Felswände und bald sahen wir die Unmöglichkeit ein, durchzukommen. Wir kehrten daher, als es nicht mehr vorwärts ging, ein Stück zurück und kamen so ins Val Galdino. Hier nun hielten wir uns auf einer Grasfläche einen Augenblick auf. Wir waren in zwei Gruppen hier geteilt. Dr. Prof. Gröbli, Prof. Bodoz, Liebmann, Herzog, Kunz, Wolfer, Delph, Venturi, Hofmann, Clement und Dermatt saßen an der Halde, unter der sich eine Felswand von etwa 50 Meter befand. Weiter oben, etwas weiter rechts, befand sich die zweite Gruppe mit Kirscher, Schmid, Constan, Böhm, Willwiler, Moser und Blatter. Kaum saßen wir, als von oben schon ein Schrei und der Ruf Achtung ertönte. Ich schaute rückwärts. Es war, als wenn ein wilder Wasserfall sich auf uns stürzte. Es gab kein Fliehen, schon im nächsten Augenblick hatte uns eine Lawine mit Staubwolke, Eis und Geröll erfasst und schlenkerte eine Anzahl von uns, darunter auch mich, etwa 50 Meter in die Tiefe. Ich glaubte, jetzt gelte es zu sterben. Instinktu aber suchte ich mit Armen und Beinen im Schnee, um nicht mit dem Kopfe aufzufallen. Einen Moment, ich stand plötzlich wieder auf den Beinen und zwar völlig unverletzt. Gleich neben mir erhob sich Delph. Naich überblickten wir die Situation, da kam auch schon Kirscher, der ebenfalls etwa 20 Meter weit abgestürzt, herunter zu Hüfte. Die Lawine hatte uns nicht tief verschüttet, sondern fast auf der Oberfläche liegen gelassen. Es gelang uns, Herrn Prof. Dr. Bodoz, hart am Kopfe blutend, hervoranziehen und mit gebrochenem Bein auf eine geschützte Felsplatte zu retten. Dann machten wir uns daran, nach und nach auch unsere Kameraden herauszuholen und, soweit sie verletzt waren, zu schütten. Die Schwerverletzten litten fürchterliche Schmerzen. Wir gaben ihnen, so gut es ging, zu trinken, indem Kirscher, sich allein auf unbekanntem Wege orientierend, nach Flora eilte, um Hilfe zu holen. Es war ein schwerer und böser Weg. Wir hatten inzwischen unsere Toten und Verletzten, so gut es ging, geborgen. Gröbli und Hofmann waren sofort tot geblieben. Dermatt aber lebte noch unter schweren Schmerzen ziemlich lange und starb erst auf dem Transport nach Flora. Italiensche Sanften von den nahen Alpen brachten die erste Hilfe, bald folgten die Mannen von Altanca und gegen Abend konnte der Transport nach Flora beginnen. Es war ein fürchterlicher, trauriger Zug, und zudem schlotterten wir alle vor Kälte. Erst trafen die leicht Verletzten und erst später die Schwerverwundeten ein. Ein heißer Grog weckte erst unsere Lebensgeister wieder. Von den sieben Mann der oberen Gruppe war also Kirscher uns zu Hüfte geeilt, die anderen sechs sahen wir nach rückwärts auf dem Wege, den wir gekommen, in der Richtung nach Sedrun auf dem Ramm verschwunden. Gegen Morgen erhielten wir Kenntnis von ihrer Rettung. Nur der Vielerster Arzt, der zufällig mit einem Segelflug in Flora eintraf, war es noch Dr. Dr. Fabrizio Maffi von Ambri, der die erste ärztliche Hilfe leistete. Um 11 Uhr vormittags trafen in Airolo mit dem Juge Dr. Prof. Krönlein mit seinen Assistenten und Instrumenten, sowie eine ganze Anzahl Familienangehöriger der Verunglückten ein und trat sofort den Weg nach Flora an.

Vom Hofe in Pootungfu. Aus Tsingtau vom 17. Juni wird der Köln. Volksztg. geschrieben: Bei dem Ende Mai stattgehabten Besuche des Hofes in Pootungfu wurden einige Europäer, auch der deutsche Ingenieur Deleskamp, der Kaiserin und dem Kaiser vorgestellt. D. hatte einen Elektromotor im Palaste aufgestellt, der bestimmt war, eine neue Lichtanlage zu prüfen. In den für die Kaiserin bestimmten Gemächern wurden prachtvolle Kron- und Armleuchter angebracht. Die ganze Einrichtung ist von Deutschland geliefert worden. Die Zimmer sind durchweg einfach gehalten, aber mit sehr wertvollen Möbeln ausgestattet. Die Zimmerwände sind mit deutschen Tapeten bekleidet, die aus den Vorräten eines Rheinländers aus Trier stammen. Als nach der Ankunft des Hofes am ersten Abend die Räume in ihrem weichen elektrischen Lichte erstrahleten, war die Kaiserin entzückt von seiner Wirkung und sandte sofort einen hohen Mandarin zu Frau D., ihm ihre Anerkennung auszusprechen. So brauchte auch auf ihren Befehl das Licht in der ersten Nacht bis nach 2 Uhr. Vor der Rückkehr der Kaiserin nach Peking wurde D. und Begleitern die Mitteilung gemacht, daß die Kaiserin sie bei ihrer Abreise zu sehen wünsche. Am Juge erfolgte die Vorstellung. Die Kaiserin, die aus ihrem Salonwagen herausgetreten war, redete die auf dem Perron Stehenden an und ließ ihnen durch einen vor ihr im Staube liegenden Dolmetscher sagen, daß sie sehr zufrieden mit ihren Arbeiten sei. Nun wurden die Herren zum Wagen des Kaisers geführt; dieser lag hinter dem Vorhange, der ihn vor dem Blick gewöhnlicher Sterblicher schützen sollte. Er schlug den Vorhang zurück und nickte freundlich, seine Pünkt-

Gigarette (eine Sorte, die jeder chinesische Kuli sich leisten kann und die per Schachtel mit zehn Stück Inhalt etwa vier Pfennige kostet) nicht aus dem Rande nehmend. Als der Zug sich in Bewegung setzte und man nach europäischer Art die Taschentücher zum Abschied schwenkte, öffnete ein Hofdame ihre Conspicue unter den Herrn ein beühliches „Jangku“ (Freunde Tausend) nachzurufen, was allgemeine große Heiterkeit hervorrief. Nachträglich wurde Herrn Deleskamp durch den Vicekönig Juansikai der doppelte Dragonorden mit großer Artkunde übergeben.

Der Wettbewerb zwischen Mann und Weib.

Es ist ein langer Weg von der Eigenwirtschaft zur Weltwirtschaft, aber wir gehen ihn. Jede neue Maschine, die dem eisernen Verkehrswege angefügt wird, ist ein Schritt vorwärts. Die Geschichte dieser Entwicklung ist zugleich die Geschichte der weiblichen Arbeit. In dem Maße, wie die Eigenwirtschaft durch die centralisierte Produktion und die Verkehrstechnik eingeschränkt wird, wird die häusliche Frauennarbeit eingeschränkt, umgekehrt, zum Teil entwertet. Aus Produzenten werden die Frauen bloße Konsumenten. Ein großer Prozentsatz von Hausvätern gewinnt Zeit und sieht sich genötigt, selbständig zu werden. Vorsichtige Eltern lehren ihre Töchter, statt auf das unsichere Angebot der Ehe zu warten, mit dem Angebote ihrer Arbeit auf den Markt zu treten. Aber sie finden den Markt bereits besetzt, besetzt von Männern, die alle nach demselben Ziele laufen wollen. Was soll geschehen? Soll der Wettlauf zwischen Mann und Weib beginnen?

„Jawohl!“ rufen Individualist und Manchestermann. „Gebt der Frau Raum, und wir werden sehen!“ — „Nein!“ rufen Egoist und Idealist, „wir wollen keine Konkurrenz!“ — Der Erstere fürchtet sich vor der Frau, der Andere fürchtet für die Frau. Doch fragen wir, ob wir nicht aus thätigen Beilehrung schöpfen können. Und wirklich! Sehen wir näher zu, so ergibt sich, daß wir bereits den Wettlauf zwischen den beiden Geschlechtern haben, daß es sich gar nicht darum handelt, ob der Wettbewerb beginnt, sondern ob er auf alle Gebiete ausgedehnt werden soll. Wir haben bereits den Wettbewerb in künstlerischen und wissenschaftlichen Berufen so gut wie in der mechanischen Arbeit, in Kunst, Literatur und Lehrfach und in der Industrie, und wir haben ihn so lange, daß man von Erfahrungen reden kann. Welches Ergebnis müssen wir nun ohne Voreingenommenheit feststellen? Schlechthin dieses, daß das Weib im schrankenlosen Wettbewerb den Kürzeren gezogen hat. Das Ergebnis der weiblichen Arbeit ist selbst bei gleicher Leistung geringer, als das des Mannes, so im Lehrfach, ja selbst in der Schauspielfkunst, trotz der Unentbehrlichkeit der Frau auf diesem Gebiete.

Noch viel packender als in den höheren Berufsständen tritt dies Ergebnis in den mechanischen Berufen zu Tage, gleichviel ob die Männer oder die Frauen der eindringende Teil sind. Wo es sich mit der Einführung der mittelalterlichen Rüste um Plagbehauptung handelt, wie in der Schneiderei, da sind die Frauen nicht im Stande gewesen, ihr Arbeitsgebiet zu behaupten, und nach Einführung der Gewerbefreiheit ist es ihnen nicht gelungen, den Mann aus der Schneiderei oder auch nur aus der Küche wieder hinauszudrängen. Die einträglichsten Plätze sind bis zur Stunde von Männern besetzt, das reiche Haus beschäftigt Koch und Schneider. Noch schlimmer aber ist das Ergebnis, wo die Frauen die eindringenden Konkurrenten geworden sind. Während die Küche und Schneider wenigstens Lohn und Lebenshaltung hochhalten und zeigen, wie man arbeitet und verdient, werden die eindringenden Industriearbeiterinnen nur durch Unterbietung des Mannes konkurrenzfähig. Die Folgen sind: Sinken der Löhne und der Lebenshaltung und Erschwerung jeder Organisation. Kurz: wo die Männer konkurrenzfähig einbringen, ging es den Frauen schlimm, wo aber die Frauen konkurrenzfähig einbringen, ging es beiden schlimm.

Diese Thatsachen lehren uns, daß der schrankenlose Wettbewerb nicht der Weg ist, der den Frauen Heil bringt, daß sie viel eher nach Abgrenzung der männlichen und weiblichen Arbeitsgebiete und nach Grenzschutz als nach Schrankenlosigkeit rufen sollten. So müßten Erziehung und Unterricht, sowie ärztlicher und juristischer Rat für das weibliche Geschlecht vorwiegend (nicht ausschließlich) in den Händen der Frau liegen (selbstverständlich müssen ihr alle Bildungswege offen stehen), und Mädel und Knaben müßten der Mann ihr zurückgeben. Von größter Wichtigkeit für die mechanischen Berufe wäre eine systematische Vorbereitung an Stelle der Zufälligkeit, die jetzt herrscht.

Vielleicht erheben sich Stimmen, die bestreiten, daß das Weib von Natur schwächer sei, als der Mann und die da meinen, die heutige Frau wäre ein verzerrtes Kulturprodukt, das sich zu ursprünglicher Kraft zurückbilden könne, wenn ihm nur Raum gegeben würde. Aber selbst wenn wir gegen bessere Einsicht willkürlich annehmen, daß das Weib durch seine Naturaufgabe nicht stärker belastet sei, als der Mann, erscheint der schrankenlose Wettbewerb nicht als ein Fortschritt. Aller Fortschritt führt, selbst bei mechanischen Berufen, durch Arbeitsteilung, durch Spezialisierung hindurch. Wie der menschliche Körper in Hand und Fuß zwei verschiedene Glieder zu verschiedenen Verrichtungen besitzt, so besitzt der sociale Körper in Mann und Weib zwei Glieder, deren Verschiedenheit auf Arbeitsteilung hinweist. Beide zu gleichartigem Gebrauche gleichartig schulen, hieße auch mit den Händen gehen und auch mit den Füßen greifen wollen. Fortschritt wird bewirkt, indem jeder das Seine in größtmöglicher Vollkommenheit leistet, nicht indem jeder das selbe leistet. Nicht schrankenlose Konkurrenz, sondern Arbeitsteilung unter den Geschlechtern bringt uns vorwärts.

Mit aller Entschiedenheit muß aber freilich betont werden, daß Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern nicht eine Teilung in einträgliche Arbeit (für Männer) und minderwertige (für Frauen) bedeutet, ein Rückschritt der jetzt herrscht. Der Hunger thut der Frau genau so weh, wie dem Manne, und ihre Arbeit ist für die Menschheit genau so wichtig, wie die seine. Gegen die Unterwertung der Frauennarbeit, die sich z. B. greifbar in dem Umfange äußert, daß sie bei gleicher Leistung geringer bezahlt wird, legen Vernunft und Gerechtigkeit ebenso entschieden Verwahrung ein, wie gegen den schrankenlosen Wettbewerb. In erklären ist die Unterwertung der Frauennarbeit dadurch, daß die Geringfügigkeit, die man der häuslichen Arbeit des weiblichen Geschlechts ent-

gegenbringt, auf die Frauennarbeit überhaupt übertragen wird. Als mitberührender Umstand fällt bei der Geringfügigkeit der häusmütterlichen Arbeit eine ihr anhaftende Eigentümlichkeit ins Gewicht: je vorzüglicher, planmäßiger die Hausmutter waltet, desto geräuschloser arbeitet der (vielsach recht schwierig zusammengefügte) häusliche Apparat. Diese beglückende Gehegnmäßigkeit und Ruhe im Familienhaute ertvett nun aber leicht den Eindruck, nicht eine köstliche Frucht weiblicher Staatskunst und Intelligenz zu sein, sondern etwas Selbstverständliches, Natürliches, das auch das blödeste Hirn leisten könne.

Ausnahmen giebt es überall. Wer da bestreiten möchte, daß im allgemeinen die häusmütterliche Arbeit gering geschätzt wird, der sei an die Aufnahme der Frauenbüchereien um Bildungsgelegenheit zu Beginn der Bewegung erinnert. Man sagte nicht: „Jawohl, bildet euch! Entwickelt euch! Sammelt geistige Schätze und opfert alles auf dem Altare des Hausmutterberufs; die Mutter der bevorzugten sozialen Schichten kann gar nicht gebildet genug sein, die bevorzugteste Frau ist für diesen höchsten Beruf gerade gut genug!“ So sprach man nicht. O nein! Die Büchereien wurden abgelehnt. Die landläufige Ansicht war, daß das weibliche Geschlecht zu ernster geistiger Thätigkeit unfähig sei. Somit schätzte man die Aufgabe der Hausmutter, die denkbar schwierigste, vielseitigste, als eine Aufgabe für inferiore Wesen ein. Diese Einschätzung bildet, gleichviel ob bewußt oder unbewußt, auch heute noch oft den Maßstab für die Beurteilung der Frauennarbeit überhaupt.

Zwischen der Scylla solcher Unterwertung und der Charybdis schrankenlosen Wettbewerbs liegt der Weg zu gerechter und weiser Arbeitsteilung. Jedem das Seine!

Rätselsacke.

(Nachdruck und Nachbildung aller Teile unterliegt.)

Zum Nachdenken.

Schwer zu ertragen ist für eines Mannes Magen. Ein Weib, das niemals weiß, wieviel die Uhr geschlagen: Er hat zu rechter Zeit nicht früh: noch Abenddinner, und Ordnung fehlt der Welt, weil sie ihm fehlt im Haus. Etwas treiben muß der Mensch. Etwas treiben muß der Mensch.

Statistisches.

(a b c d die vier Farben; A Königin; K König; D Dame; B Bube; V M H die drei Spieler.)
H, der Spieler in Hinterhand, behält auf folgende Karte Wendespiel:
b, c, ab, a10, 9, 8; b10, D; ca, D.
(Pique, Herz, Carreau-Bube, Kreuz-John, Neun, Acht; Pique-John, Dame; Herz-Ah, Dame.)

Er wendet a-b. läßt es bei Karte, findet noch dA und drückt b10, D, so daß er ein siebenstrümpfes Spiel mit vier Matadoren und in der Nebenart zwei Aste hat. Das Spiel wird verloren, da die Gegner auf 61 kommen. M reiste gar nicht erst, und V machte auch kein Spiel machen, da er nur ein sehr niedriges sechsstrümpfes Spiel ohne fünf hätte machen können. Wie sahen die Karten? Wie ging das Spiel?

Pyramide.

Von der Spitze ausgehend soll man jede weitere Reihe durch Hinzufügung eines Buchstabens unter beibehaltung der übrigen Buchstaben bilden.

Arztfrage.

1	2	3	4
5	6	7	8

Tauschspiel.

Feige, Ruh, Rade, Hans, Magie, Kasse, Gau, Weste, Band, Eulen, Reim, Elter, Rock, Wolle, Rachen, Alm.
Von jedem Wort ist durch Umtausch eines Buchstabens an beliebiger Stelle ein anderes Hauptwort zu bilden (wie von „Maus“ das Wort „Maus“ oder „Maus“). Die neu eingetauschten Buchstaben müssen im Zusammenhang ein Familienfest bezeichnen.

Scherzrätsel.

Mit g ruht es verschleiert
St. citel habdrei.
Auf id's mit r, da kommt gleich
Mein Töchterlein herbei.

Bilderätsel.



(Die Auflösung folgt nächsten Sonntag.)

Auflösungen der vorigen Sonntags-Beilage.

Schachaufgabe.
(Dreifüßer: B. Kh1, Dh6, Lb3, Sc4, e2, Bg2; Schm. Kf5, Lf2, Sb5, Sd8, Bh4, c5, e5, h7.)
1. Lb3-d1, b3 2. Sc3 - 1... Sa3 2. Sg3+ - 1... e4
2. Sd4+ - 1... Kd4 2. Le2+ - 1... Kg4 2. Sg3+ - 1... beliebige 2. Sg3+.

Worträtsel. Fee, Eins, Arm, Eid, Eva, Jann. - Serien.

Quadraträtsel.

D	I	E	B
I	R	M	A
E	M	I	L
B	A	M	L

Scherzrätsel.

Rechneraufgabe. Rache leiden, ohne zu klagen.
(Für den Schlüssel: Senore, Junge, Kaff, Lindu.)

Bilderätsel.

Verantwortlicher Redacteur: J. Neuter in Köln.
Verlag und Druck von J. P. Bachem.